

mare

Hanno Hochmuth

Mein Warnemünde

mare

Für Nadja

Inhalt

1. Tante Antje mit dem mysteriösen Blick 9
2. Der Osten im Norden 15
3. Auf dem Leuchtturm 21
4. Der Teepott 27
5. Liebesbriefe aus Celle 32
6. Seelöwen und Delfine 37
7. Nackte Männer am Strand 42
8. Der Hafen von Berlin 47
9. Fähren ins Glück 52
10. Beim Barte des Propheten 57
11. Sansibar 62
12. Stromer 67
13. Lotsenkommandeur Stephan Jantzen 72
14. Drei Pfund Kaffee für Warnemünde 77
15. Himmelfahrt 82
16. Das Hochzeitsfoto 87
17. Heikles Erbe 92
18. Das Sonnenblumenhaus 97
19. Heimatkunde 103
20. Im Strandkorb 108
21. Im Gespensterwald 113
22. Auf dem Horizont 118

Dank	124
Zitate im Text	125
Literaturauswahl	126

Kapitel 1

Tante Antje mit dem mysteriösen Blick

Warnemünde ist der Strand von Berlin. Was für eine Anmaßung! Selbstverständlich ist Warnemünde der Strand von Rostock, denn es gehört schon seit dem Mittelalter zur Hansestadt. Darauf, dass Warnemünde der Strand von Berlin sei, kann man nur als Berliner kommen. Uns zeichnet nicht nur eine gewisse großstädtische Blasiertheit aus, sondern ein parvenühaftes Gehabe und ein vereinnahmender Gestus. Davon bin auch ich nicht ganz frei. Aufgewachsen in Ost-Berlin, habe ich es lediglich in den Westteil der Stadt geschafft, und zwar erst lange nach der Wende, die ich im Alter von zwölf Jahren in Prenzlauer Berg erlebte. Nie hätte ich ernsthaft erwogen, freiwillig in eine andere Stadt zu ziehen, wo man doch in Berlin alles hat ... Nur keinen Strand.

Gewiss, es gibt den Wannsee und den Müggelsee und drum herum das schöne Brandenburg mit seinen zahllosen Seen. Aber um die großstädtischen Nerven zu entspannen, muss man schon ans Meer. Die Westberliner waren zwar eingemauert, hatten aber eine breite Auswahl an Stränden. Sie konnten an der Nordsee Urlaub machen oder auf Mallorca, Lanzarote und sogar auf Hawaii. Für die Ostberliner war die Welt nicht

ganz so groß. Im Wesentlichen beschränkte sich die Wahl des Urlaubsortes auf die Mittelgebirge im Süden der DDR und auf die Seebäder an der Ostsee. Und es gab kein Ostseebad, das schneller von Berlin zu erreichen war als Warnemünde.

Doch im Osten herrschte keine freie Wahl des Urlaubsortes, sondern eine strenge Zuteilung der Ferienplätze, die meist über die Betriebe oder über den Gewerkschaftsbund vergeben wurden. Wer abseits davon Urlaub machen wollte, brauchte Beziehungen oder Bekannte. Meine Eltern hatten beides: Mein Vater war Vorsitzender des Kulturbunds in Ost-Berlin und hatte daher Anspruch auf drei Wochen Ahrenshoop. Jedes Jahr verbrachte ich deshalb meine Sommerferien zwischen Fischland und Darß. Meine Mutter arbeitete an der Charité und kannte daher Tante Antje aus Lütten Klein.

Tante Antje war gar keine echte Tante, sondern eine gute Freundin meiner Mutter. Und Lütten Klein lag nicht direkt an der Ostsee, aber nur drei S-Bahn-Stationen von Warnemünde entfernt. Wenn wir auf dem Weg nach Ahrenshoop waren, fuhren wir immer bei Tante Antje in Lütten Klein vorbei. Und wenn wir einfach mal so ans Meer wollten, übernachteten wir bei ihr. Die Autofahrt an die Ostsee war damals lang und beschwerlich, nicht nur aus der Kinderperspektive von der Rückbank. Es gab noch keine durchgehende Autobahn von Berlin nach Warnemünde. Immer wieder mussten Streckenabschnitte auf Landstraßen eingeschoben werden. Die Fahrt dauerte mindestens vier Stunden.

Ich saß in unserem Lada hinten rechts auf dem »Präsidentensitz«, wie mir mein Vater erklärte, der auf dem rechten Beifahrersitz das Kartenstudium betrieb und den Sitz maximal nach

hinten schob. Das Fahren überließ er stets meiner Mutter, nachdem er im Berliner Verkehr einmal die Nerven verloren hatte. Da ich keine Geschwister hatte, blieb der linke Platz auf der Rückbank reserviert für einen großen Korb mit allerlei Lebensmitteln, die man nur im privilegierten Ost-Berlin bekam. Darin waren unsere Mitbringsel für Tante Antje, denn die Kaufhalle in Lütten Klein war weit weniger gut gefüllt.

Wenn wir in Lütten Klein ankamen, fand ich mich in einer ganz anderen Welt wieder. Ich kam aus Prenzlauer Berg mit seinen unsanierten vierstöckigen Mietskasernen, in denen damals noch die Einschusslöcher vom Ende des Zweiten Weltkriegs steckten. Lütten Klein dagegen war eine moderne Großsiedlung, die erst wenige Jahre zuvor am Rande von Rostock errichtet worden war. Solche Siedlungen gab es zwar auch in Ost-Berlin, doch als Kind war ich niemals in Marzahn oder Hohenschönhausen. Damals sagte auch noch niemand verächtlich »Plattenbauten« dazu. Ich staunte über die elfgeschossigen Wohnblöcke mit ihren großen Balkonen, über die sprießenden Grünflächen dazwischen und vor allem über die futuristische Kaufhalle mit ihrem sternförmigen Dach. In Lütten Klein war alles neu. Da machte selbst ich als Berliner große Augen.

Tante Antje war damals vielleicht Mitte vierzig. Sie trug einen blonden Kurzhaarschnitt und knallroten Lippenstift. Ich erinnere mich noch an ihre hohen Wangenknochen und ihre stahlblauen Augen, aus denen sie mich streng anzuschauen pflegte, auch wenn ich gar nichts angestellt hatte. Ihre vorbeugende Strenge veranlasste mich schon als Kind, von »Tante Antje mit dem mysteriösen Blick« zu sprechen. Sie lebte allein in ihrer großen Neubauwohnung. Erst hatte ihr Mann sie ver-

lassen und mit einer neuen Frau eine neue Familie gegründet. Dann waren ihre beiden Söhne erwachsen geworden und ausgezogen. Ich fand deren zurückgelassene Spielsachen vor und freute mich über die begehrten *Tim und Struppi*-Hefte. Erst heute versteh ich, dass Tante Antje damals sehr unglücklich gewesen sein muss. Vielleicht erklärte das auch ihren Blick und ihre Strenge. Einmal prahlte ich als Jugendlicher damit, in Warnemünde erfolgreich die Zeche geprellt zu haben, und kassierte von ihr eine Standpauke, die ich mein Leben lang nicht vergessen habe.

Bei Tante Antje in Lütten Klein war mir immer ein wenig mulmig zumute, vor allem wenn ich in den Ferien manchmal ganz allein bei ihr zu Gast war. Zugleich freute ich mich auf die obligatorischen Ausflüge nach Warnemünde. Der Weg zum Strand vollzog sich stets auf die gleiche Weise. Wir ließen das Auto stehen, weil man in Warnemünde schon damals keinen Parkplatz bekam. Um zum S-Bahnhof zu gelangen, mussten wir eine riesige quadratische Wiese queren, über die diagonal ein Trampelpfad führte, weil niemand Lust hatte, einen Umweg zu laufen, bloß um kein Rasenlatscher zu sein. Nach der Wende wurde auf der Freifläche ein Einkaufscenter errichtet.

Am S-Bahnhof angekommen, ging es zunächst durch eine dunkle Unterführung, die zum gegenüberliegenden Bahnsteig Richtung Warnemünde führte. Auf dem Bahnsteig stand dann in großen Buchstaben der Name der Siedlung. Jedes Mal erklärte mir Tante Antje in ihrem lang gezogenen norddeutschen Dialekt, dass »Lütten Klein« eigentlich »Klein Klein« bedeute und dass es in der Nähe auch ein »Groß Klein« gebe. Ich fand, dass der ulkige plattdeutsche Name überhaupt nicht zu der

Großsiedlung passte, aber Tante Antje meinte, so habe schon das Dorf geheißen, das es hier früher gegeben habe. Das Dorf wurde mir nie gezeigt. Wir waren auf dem Weg nach Warnemünde.

Die S-Bahn sah ganz anders aus als in Berlin und hatte keine rot-gelbe Lackierung. Zwischen Rostock und Warnemünde verkehrten dunkelgrüne Doppelstockzüge der Deutschen Reichsbahn. Doppelstockzüge! Das versetzte mich in Begeisterung. Stets bestand ich darauf, für die drei Stationen nach oben zu klettern, um die bessere Aussicht zu genießen. Nach kurzer Fahrt erblickte ich auf der linken Seite ein elfstöckiges Hochhaus mit einer riesigen Sonnenblume auf der Stirnseite. Es gehörte bereits zur nächsten Großsiedlung namens Lichtenhagen und errang beim Pogrom im August 1992 traurige Berühmtheit.

Wenn ich nach rechts schaute, sah ich die großen blauen Kräne der Warnowwerft. Damals arbeiteten hier noch unzählige Werftarbeiter, für die die Großsiedlungen Lütten Klein und Lichtenhagen hauptsächlich errichtet worden waren. Medizinisch versorgt wurden sie in der Poliklinik, in der Tante Antje arbeitete. Das Konzept vereinte seinerzeit die unterschiedlichsten medizinischen Fachrichtungen an einem Ort und wird derzeit wiedererfunden.

Nach sieben Minuten Fahrt waren wir in Warnemünde angelangt. Ich konnte noch immer nicht das Meer sehen, aber ich konnte es schon riechen. Westlich vom Bahnhof war bereits der Alte Strom, der historische Hafen von Warnemünde. Hier lagen alle möglichen Kutter, die auf der Ostsee ihre Netze auswarfen, und es roch mächtig nach Fisch. Jeder der Kutter trug einen Namen, meistens irgendein Seemannszeug. Einer aber

hieß *Hanno Günther*. Das berührte mich immer, war ich doch als Kind noch nie auf jemanden getroffen, der meinen ungewöhnlichen Vornamen teilte. Tante Antje erklärte mir, dass Hanno Günther ein Widerstandskämpfer gegen den Faschismus gewesen sei. Das berührte mich noch mehr.

In Warnemünde gab es nie Diskussionen, wo wir hingehen sollten. Der Weg war klar: zur Mole! Vorbei am alten Leuchtturm und am ikonischen Teepott ging es immer als Erstes zum Leuchtturm am äußersten Ende der Westmole. Im Hafenwasser schwammen ganz viele Feuerquallen, vor denen ich mich fürchtete. Tante Antje erklärte mir den Unterschied zu den harmlosen glibberigen Ohrenquallen. Eigentlich tauchen die nesselnden Feuerquallen nur alle paar Jahre mal an den Stränden der Ostsee auf. Aber in meine Erinnerungen an Warnemünde haben sie sich mit ihren rotbraunen Zotteln irgendwie eingekreuzt.

Auf der Mole brauchte ich jedoch keine Angst zu haben. Hier konnte ich über mich hinauswachsen. Denn auf der linken Seite verlief die einen Meter hohe Seemauer, auf der ich herrlich entlangmarschieren konnte. Tante Antje wollte mir dabei eigentlich die Hand halten, aber die Mauer war breit genug, um gefahrlos ganz alleine laufen zu können. »Ballalancieren« nannte ich das damals und fand es großartig. Plötzlich war ich größer als die Erwachsenen auf der Mole. Ich konnte das offene Meer sehen, und ich konnte alles werden, was ich mir wünschte. Historiker gehörte damals noch nicht dazu. Aber von Warnemünde gibt es viele Geschichten zu erzählen.

Kapitel 2

Der Osten im Norden

Ich brauche nur an einen Ort zu gehen, um das Warnemünde meiner Kindheit wiederauferstehen zu lassen. Es ist ein Geruch und ein Geschmack, der aus den Tiefen der Erinnerung aufsteigt – genau wie Marcel Proust es in *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* beschreibt. Bei ihm löst ein muschelförmiges Gebäck, eine süße Madeleine, die in Tee getunkt wird, diese Kindheitserinnerung aus. Im ersten Band des Romans, *In Swanns Welt*, heißt es: »Aber wenn von einer früheren Vergangenheit nichts existiert nach dem Ableben der Personen, dem Untergang der Dinge, so werden allein, zerbrechlicher aber lebendiger, immateriell und doch haltbar, beständig und treu Geruch und Geschmack noch lange wie irrnde Seelen ihr Leben weiterführen, sich erinnern, warten, hoffen, auf den Trümmern alles übrigen und in einem beinahe unwirklich winzigen Tröpfchen das unermessliche Gebäude der Erinnerung unfehlbar in sich tragen.«

Meine Madeleine duftet am Ostseestrand, am Strand von Warnemünde. Manchmal, wenn der Wind günstig ist und ablandig weht, strömt der Geruch bis zum Strand hinunter. Es ist der Duft von Brathähnchen, der aus dem Hotel Neptun he-

rüberweht und die Kindheitserinnerungen bei mir auslöst. Der Duft stammt aus der Broiler-Bar im Erdgeschoss des Hotels. Immer, wenn ich in Warnemünde bin, wirklich immer, besuche ich die Broiler-Bar, um meinen Madeleine-Moment zu erleben. Geruch und Geschmack dringen direkt ins Stammhirn und wirken dort viel unmittelbarer als der Seh- und der Hörsinn. Man kann sich Geruch und Geschmack aber viel schlechter vorstellen als Bilder und Töne. Man muss sie erneut erfahren, um sie wieder aufrufen zu können. Deshalb muss ich immer in die Broiler-Bar.

In der Broiler-Bar ist die Zeit stehen geblieben. Das ist das Konzept des Restaurants. Die Speisekarte wirbt: »Bereits seit den 70er Jahren genießt man hier die berühmten Original-Broiler nach einem Neptun-Geheimrezept mit hausgemachten Saucen und Pommes Frites.« Darunter sind zwei matte Farbfotos abgedruckt, die Frauen mit hochgesteckten Haaren, Männer mit langen Koteletten und Kinder mit Latzhosen zeigen. Über ihnen schweben dieselben runden Metalllampen, die noch heute die Broiler-Bar zieren. Das Restaurant ist rund um den Grill aufgebaut. Die Stehhocker sind nicht auf den Meerblick ausgerichtet, sondern auf den Elektrogrill, in dem die Grillhähnchen ihren letzten Tanz aufführen, bis sie goldbraun und knusprig geworden sind und mit Krautsalat und Pommes serviert werden. Wahlweise gibt es die Broiler auch in Ananas- oder Puszta-Sauce, und auf Wunsch sogar mit Kroketten.

Es sind stets dieselben Kellner, die einen in der Broiler-Bar bedienen. Einer sieht aus wie Lenin und hat große Katzenaugen. Geduldig erklärt er den Gästen, dass man in der Broiler-Bar nicht reservieren kann und dass schon einige Personen auf

einen der Tische oder auf einen Platz am Tresen warten. Dann reicht er einem einen Pager, der brummt, wenn man an der Reihe ist. Das neumodische Gerät ist das Einzige, was hier aus der Zeit gefallen ist. Immerhin muss man nicht mehr stundenlang Schlange stehen. Man darf sich nur nicht zu weit mit dem Pager entfernen, um das ersehnte Signal nicht zu verpassen. Also lungern die Gäste vor der Broiler-Bar oder in der Hotellobby herum, bis der Pager brummt. Wenn man den Kellner nett fragt, bringt er einem eine originale Speisekarte von 1974. Darauf sind in der Tat dieselben Hähnchengerichte aufgelistet. Nur der Preis ist mit 7,35 Mark (Ost) für einen halben Goldbroiler vom Grill mit Salatbeilage und Pommes noch nicht auf dem heutigen Stand.

In der DDR war der Goldbroiler ein Versprechen. Er klang nach Westen und Wohlstand. Dabei war das industriell gezüchtete Hähnchen zunächst vor allem ein Versuch, die notorische Fleischknappheit im Land zu überwinden. Nach den Zwangskollektivierungen in der Landwirtschaft landete einfach zu wenig Schweinefleisch in den ostdeutschen Restaurants. Umso begeisterter zeigte sich Walter Ulbricht 1966 von einer modernen Geflügelfarm in Jugoslawien, die er besichtigt hatte. Daraufhin wurden Kombinate für industrielle Mastzucht aufgebaut und in vielen Städten der DDR neue Grillrestaurants eingerichtet. Der Name Goldbroiler bezog sich zunächst auf die Restaurants, die mit modernen Rotationsgrills, sogenannten Broilern, ausgestattet wurden. Bald ging der Begriff jedoch auf das Hähnchen selbst über. Vergleichbare Brathähnchen gab es natürlich auch im Westen, den Namen Broiler trugen sie jedoch nur im Osten.

Es war kein Zufall, dass 1971 auch in Warnemünde eine Broi-

ler-Bar eröffnete. Das neu errichtete Hotel Neptun war ebenso wie der Goldbroiler ein Versprechen, dass die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre endlich vorbei waren. Eigentlich sollte das Hotel als Interhotel betrieben werden, also nur von zahlungskräftigen Gästen aus dem Westen besucht werden. Doch dann verfügte Erich Honecker 1971, kaum war er an die Macht gelangt, dass 80 Prozent der Betten vom Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) belegt werden sollten. Das passte zu Honeckers neuer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik, die im Klartext bedeutete, den Lebens- und Konsumstandard in der DDR auf Westniveau zu heben, um die eigene Bevölkerung ruhig- und zufriedenzustellen, koste es, was es wolle. Und Kosten wurden beim Bau des Neptun-Hotels nicht gescheut. Von den Armaturen bis zum Wellenbad wurde alles im Westen bestellt. Das Hotel Neptun war ein Stückchen Westen im Osten.

64 Meter hoch erhob sich das Hotel wie ein weißer Riese über die Strandpromenade. Weithin sichtbar lief es dem Leuchtturm von Warnemünde den Rang ab. Auf 19 Etagen wurden 338 Gästezimmer eingerichtet. Sie verfügen alle über Meerblick, weil die Fenster und Balkone schräg nach Norden ausgerichtet sind. Unten gab es nicht nur die Broiler-Bar, sondern auch eine der ersten Diskotheken der DDR. Die größte Attraktion war und ist weiterhin die Sky-Bar hoch oben im 19. Stock. Der omnipräsente Dreizack, das Logo des Neptun-Hotels, zeigt auf dem Boden der Lobby leuchtend, welcher Fahrstuhl als Nächstes nach oben fährt. In der Sky-Bar angekommen, weist einem der Chefkellner weiße Sessel zu, die sich auf Rollen bewegen. Darüber signalisieren weithin sichtbare bunte Deckenlichter, dass es Zeit ist zum Tanz. Und wenn es warm genug ist, kann

das Dach über dem Parkett geöffnet werden, und man tanzt bei frischer Luft unter dem Sternenhimmel. »Wie ein Stern in einer Sommernacht«, singt dann Frank Schöbel vom Band, wenn man sich den Song vom DJ wünscht, der für die Gäste tief in seine Plattensammlung greift. Seine besondere Vorliebe gilt offenbar Roland Kaiser, und wenn er dessen anzügliche Lieder auflegt, denke ich nur: »Verdammt, mein Fuß wippt mit!«

Roland Kaiser hängt vor der Sky-Bar natürlich auch auf der Fotowand mit Prominenten, die das Hotel Neptun besucht haben. Eine bunte Mischung aus Politikern, Schauspielern und Sängern ist hier verewigt, von Fidel Castro bis Helmut Kohl, von Sigmund Jähn bis Udo Lindenberg, von Gisela May bis Nana Mouskouri. Sie stammen aus Ost und West. Das passt zum Hotel Neptun, denn früher begegneten sich hier Menschen aus beiden deutschen Staaten. FDGB-Feriengäste, die einen der raren Plätze im Neptun ergattert hatten, trafen auf Besucher aus der Bundesrepublik, die Devisen ins Land bringen sollten. Damit das begehrte Westgeld nicht auf privatem Wege bei den Ostgästen landete, durfte man im Hotel Neptun nur mit einer künstlichen Währung bezahlen, mit dem sogenannten Store-ticket. Da das Personal nicht wissen konnte, wer aus dem Osten und wer aus dem Westen kam, war es zu allen Gästen gleichermaßen freundlich. Für viele Menschen aus der DDR war dies eine sehr ungewöhnliche Erfahrung. Über allem wachte die Stasi. Zahlreiche Angestellte des Hotels arbeiteten als inoffizielle Mitarbeiter. Im Zimmer 1719 war ein konspirativer Raum untergebracht. Das Neptun galt als Hotel der Spione.

Vom Hauch des Kalten Krieges ist wenig übrig geblieben. Die Spione sind längst woanders unterwegs. Heute ist das Fünf-

Sterne-Hotel ein beliebtes Resort für Urlauber aus Ost und West. Wenn ich mich umhöre in der gediegenen Lobby, vernehme ich besonders viele ostdeutsche Dialekte. Ganze Busgruppen aus Halle und Leipzig kommen im Neptun unter, das noch immer ein Sehnsuchtsort ist. Ich treffe sie in der Broiler-Bar, denn es geht ihnen wahrscheinlich wie mir, und sie finden im Neptun den Osten im Norden.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage 2026

© 2026 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg

Karte Peter Palm, Berlin

Typografie Iris Farnschläder / mareverlag

Schrift Albertina

Druck und Bindung CPI books GmbH, Germany

ISBN 978-3-86648-771-0



www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de